

Adoleszenz und Identitätsentwicklung von Jugendlichen in Flüchtlingsfamilien

Eine Annäherung

Jugendliche wenden sich selten an psychologische Beratungseinrichtungen. Eher sind es die Eltern, die Beratung nachsuchen, wenn es Entwicklungskrisen oder familiäre Konflikte gibt oder wenn sie den Eindruck haben, dass ihre Kinder unter psychischen Belastungen leiden. Wenn Jugendliche selbst Hilfe suchen, dann handelt es sich meist um aktuelle Krisen und gravierende Probleme, für die sie kurzfristig und zeitlich begrenzt Unterstützung suchen.



Marie Rössel-Cunović *1956

Dipl.-Pädagogin und Systemische Familientherapeutin, nach langjähriger Tätigkeit für medico international e.V. von 1996 bis 2007 Mitarbeiterin der Beratungseinrichtung des „Frankfurter Arbeitskreises Trauma und Exil“ (fatra e.V.) und seit 2008 Mitarbeiterin des Evangelischen Zentrums für Beratung und Therapie in Frankfurt.
marie.roessel@cunovic.de

In Flüchtlingsfamilien findet sich dagegen häufig eine andere Situation, wenn sie psychologische Beratung in Anspruch nehmen. Jugendliche aus diesen Familien suchen überwiegend um Unterstützung für ihre kranken Eltern nach und erscheinen als Begleiter zu den vereinbarten Terminen. Es fällt auf, dass sie fast immer sehr kompetent und verantwortungsvoll wirken, gut informiert sind über alle gesundheitlichen und auch rechtlichen Fragen in den Familien. So sorgen sie in der

Regel für die sprachliche Verständigung, sind überrascht, wenn sie dies wegen vorhandener Dolmetscher einmal nicht müssen – und zeigen sich sehr besorgt um die gesundheitliche Situation der Eltern,

die häufig unter Traumafolgestörungen als Auswirkung von Kriegs- und Verfolgungserlebnissen leiden.

Diese Jugendlichen, die eine beeindruckende Stärke und Sensibilität ausstrahlen, haben oft eigene Erinnerungen an die Verfolgung, wissen zumeist von den belastenden Erlebnissen der Eltern, wenn auch nicht immer im Detail. Sie wissen oder ahnen den Zusammenhang zwischen den psychischen Zuständen der Eltern und der Verfolgung, die diese erlitten haben. Sie verhalten sich sehr fürsorglich und sind auffällig darum bemüht, die Eltern nicht mit eigenen Problemen oder gar psychischen Symptomen zu belasten. Viele verschweigen in der Familie, dass sie selbst ebenso wie die Mutter oder der Vater unter Albträumen, Angstzuständen oder depressiven Verstimmungen leiden.

Einige Jugendliche beschrieben in Gesprächen mit mir auch typische Symptome für Traumafolgestörungen (Nachhallerinnerungen, Übererregung, Schreckhaftigkeit u.a.) und äußern die Vermutung,

dass es sich dabei um Anzeichen für eine beginnende geistige Erkrankung handele. Aus Scham haben sie bislang diese schwer erträglichen psychischen Symptome geheim gehalten. Die wenigsten sprechen mit Freundinnen und Freunden über Themen, die mit dem Krieg in ihrer Heimat, mit der Flucht oder deren seelischen Auswirkungen zu tun haben. Am liebsten wollen sie so sein wie ihre Freundinnen, die solche Erfahrungen nicht machen mussten und die sich unbeschwerter den „aufregenden“ Ereignissen ihres jugendlichen-Daseins überlassen können. In der Beratungsstelle sprechen sie erst dann über sich, wenn sie den Eindruck gewinnen, dass die Beraterin durch viele ähnliche Fälle gut über ihre Lebenssituation informiert ist. Nur ein kleiner Teil von ihnen sucht für sich selbst Beratung oder Vermittlung in eine Psychotherapie. In einigen Fällen erfuhr ich, dass Jugendliche in Krisensituationen offenbar unbemerkt die Medikamente ihrer Eltern einnehmen.

Vonseiten der Eltern wird in den Beratungen immer wieder thematisiert, dass ihre jugendlichen Kinder die größte Stütze in ihrem jetzigen Leben seien, in dem sie alles verloren hätten, was vor ihrer Flucht so selbstverständlich schien: ein Zuhause, ein stützendes Netz von Familie, Freunden, Nachbarn und Arbeitskollegen; einen Arbeitsplatz und die Möglichkeit, ein selbstbestimmtes und unabhängiges Leben führen zu können; sie hatten Pläne für die Zukunft. Viele sprechen davon, dass sie jetzt nur noch für die Kinder weiterleben und für sich selbst nichts mehr vom Leben erwarten würden. Ihr Leben sei zerstört, und es scheint vielen kaum mehr möglich, wieder an die Person anzuknüpfen, als die sie sich einmal gefühlt hatten. Für ihre Kinder wünschen sie sich, dass sie in Sicherheit aufwachsen

Stichworte Stärke und Sensibilität von Flüchtlingsjugendlichen, Scham über Symptome von Traumafolgestörungen, Parentifizierung, intrapsychische, familiale und strukturelle Entwicklungshürden, restriktives behördliches Vorgehen.

Nutzen Aufklärung über die besonderen psychischen und sozialen Beeinträchtigungen in der Identitätsentwicklung jugendlicher Flüchtlinge.

Das Wichtigste in Kürze Traumatische (Trennungs)Erlebnisse in Flüchtlingsfamilien, soziale Barrieren und restriktives behördliches Vorgehen erschweren die Individuationsprozesse von Flüchtlingsjugendlichen.

und ein besseres Leben aufbauen könnten. Dieser Wunsch ist als Delegation zu verstehen (vgl. *Stierlin* 1978). Die Kinder mögen dem fragmentierten Leben der Eltern durch eigenen Erfolg wieder einen Sinn und Kohärenz verleihen. Es gibt aber auch Wünsche nach emotionaler Fürsorge und Einfühlung durch die Kinder. Diese sind besonders ausgeprägt bei Eltern, deren Partner im Krieg getötet worden war oder bei denen eine Trennung im Exil erfolgte.

Aber auch in Familien, in denen beide Eltern Krieg und Verfolgung überlebt haben, lässt sich häufig ein „Ungleichgewicht des gegenseitigen Gebens und Nehmens“ zwischen Eltern und Kindern bzw. Jugendlichen feststellen. Dies ist im Sinne einer Parentifizierung zu lesen (vgl. *Boszormenyi-Nagy, Spark* 1985), bei der die Jugendlichen die Elternrolle ausfüllen, weil die Mutter oder der Vater selbst meist als Folge eigener seelischer Notlagen weniger Einfühlsamkeit in die Bedürfnisse der Kinder/Jugendlichen entwickeln können als umgekehrt. Die Übernahme der elterlichen Rolle durch das Kind oder den Jugendlichen kann dabei sehr unterschiedliche Formen haben – eher instrumentell etwa zur Versorgung kranker Eltern (Übersetzeraufgaben, Vermittlung zu Ärzten) oder expressiv auf der emotionalen Ebene (trostspendend, zur Aufheiterung etc).

Verstärkt wird der Prozess der Rollenkehr zwischen Eltern und Kindern noch dadurch, dass viele Jugendliche aus Flüchtlingsfamilien keinen Zugang zu Ausbildung und Beruf haben. Das heißt, dass nach Abschluss der schulischen Laufbahn, unabhängig wie erfolgreich diese verlaufen ist, die meisten betroffenen Jugendlichen sehr eng an die Familie gebunden bleiben, auch wenn sie altersgemäß sich mehr an außerfamiliären Beziehungen orientieren könnten. So ist die Rolle des fürsorglichen Betreuers der Eltern für sie nicht nur eine Folge der elterlichen Erwartungen an ihre Hilfe, sondern auch Ergebnis der Situation, dass sie keine anderen Lebensziele verfolgen können, da die gesellschaftlichen Rahmenbedingun-

gen im Aufnahmeland ihnen dies erheblich erschweren.

So lernte ich während der psychotherapeutischen Beratung von Frau M. auch ihren 20-jährigen Sohn Ferid kennen, der seine Mutter seit dem Abschluss der Fachoberschule vor zwei Jahren zu allen ärztlichen Terminen begleitet. Er kommt auch mit ihr zu den Beratungsterminen, begleitet sie außerdem zu einem niedergelassenen Psychotherapeuten und wartet, da er in diesen Fällen nicht als Übersetzer gebraucht wird, bis die Mutter ihren Termin beendet hat und er sie wieder nach Hause begleiten kann. Der einzige von ihm für die Zukunft formulierte Wunsch ist, dass es der Mutter eines Tages besser gehen möge, sagt er in einem kurzen Gespräch mit mir. Für sich selbst sehe er kaum Möglichkeiten einer Zukunftsperspektive, da er keine Arbeitserlaubnis bekomme, so sehr er sich auch darum bemüht habe. Seine Bemühungen seien jetzt darauf gerichtet, der Mutter in ihrer schweren Erkrankung beizustehen. Vielleicht könne er wenigstens dies erreichen. Bei späteren Gesprächen stellt sich heraus, dass Ferid M. ebenso wie die Mutter unter Schlafstörungen und massiven Konzentrationsstörungen leidet und sich – ohne Wissen der Eltern – Medikamente besorgt hat, die er nun einnimmt. Er kümmert sich als einziger in der Familie um die Sicherung des immer wieder bedrohten Aufenthaltsstatus. Die Überforderung mit dieser Aufgabe ist ihm deutlich anzumerken. Die Mutter weiß nichts Genaues über den prekären rechtlichen Status der Familie in Deutschland, da ihr Sohn sie damit nicht zusätzlich belasten möchte. Von der Situation des Vaters bzw. des Ehemannes erfahren wir nur, dass es ihm ebenfalls sehr schlecht gehe. Aus meiner Sicht besteht eine Zeitlang die Gefahr, dass nicht die Mutter, sondern der Sohn psychisch de kompensiert, der indes nicht mit einem Beratungs- oder Psychotherapie-Vermittlungswunsch an mich herantritt, der aber keinen Psychotherapie-Wunsch hat.

Außerfamiliäre Rahmenbedingungen

Die Mehrheit dieser Jugendlichen wirkt

bei der ersten Begegnung nicht viel anders als Jugendliche des gleichen Alters, die nicht in dieser prekären Flüchtlingssituation leben. Sie erscheinen oft besonders integriert und an der Kultur des Aufnahmelandes orientiert und dies, obwohl es eine große Unsicherheit bei ihnen darüber gibt, ob sie in Deutschland bleiben können. Sie dokumentieren damit, dass sie zu dieser Gesellschaft gehören (wollen), auch wenn die politische Mehrheit Gesetze verabschiedet, die sie anhaltend ausgrenzen. Dies hat sich auch nach Inkrafttreten des Zuwanderungsgesetzes kaum verändert. Schon gar nicht für Familien, in denen Mütter oder Väter aufgrund von Krankheit nicht den Lebensunterhalt der Familie ohne Inanspruchnahme staatlicher Hilfen bestreiten können. Zudem sind für Flüchtlings-Jugendliche die Perspektiven für eine berufliche Ausbildung bzw. für eine Berufstätigkeit schlecht, weil ihr Aufenthaltstitel meist zeitlich befristet ist (vgl. *Kühne, Bainski* 2003). Auch nach der Verabschiedung eines Bleiberechts für langjährig hier lebende Familien ist der Aufenthalt einer Familie erst dann auf Dauer gesichert, wenn die Behörden Ende des Jahres 2009 feststellen, dass sie alle erforderlichen Voraussetzungen erfüllt.

Für mich bemerkenswert war immer wieder die hohe Bildungsmotivation der Mehrheit dieser SchülerInnen trotz der sehr eingeschränkten Perspektiven. Viele hatten in der Schule Erfolg, der nur dann Einbrüche erlitt, wenn die familiäre Situation besonders prekär wurde, wenn etwa die Androhung einer Abschiebung greifbar im Raum stand und der Aufenthalt der Familie von Tag zu Tag unsicher war oder wenn andere kritische Lebensereignisse ihr Leben dominierten. Rebecca und Leon *Grinberg* (1990, S. 147) beschreiben in ihrer Untersuchung über die Auswirkung von Migrationsprozessen sehr eindrücklich, wie sich das Identitätsgefühl des Einzelnen als Ergebnis von Interaktionsprozessen auf drei Ebenen entwickelt: der räumlichen, der zeitlichen und der sozialen Bindung. Sie stellen fest, dass Migration diese drei Bindungen in Mitlei-

denschaft zieht und das Identitätsgefühl erheblich destabilisieren kann. „Wir wissen, dass die Fähigkeit des Individuums, in einer Zeit voller Veränderungen weiterhin es selbst zu bleiben, die Grundlage der emotionalen Identitätserfahrung bildet. Dies schließt die Erhaltung von Stabilität trotz der verschiedenen Umstände, der Verwandlungen und Veränderungen des Lebens ein. Wo aber endet die Erträglichkeit der Veränderungen, und wo beginnen sie, die Identität unwiderruflich zu schädigen?“

Diese Frage stellt sich noch drängender in der Betrachtung der Rahmenbedingungen von Flüchtlingsfamilien, die aufgrund der vielen Beschränkungen und Belastungen den Erhalt von Stabilität und Kontinuität als wichtige Elemente eines positiven Identitätsgefühles im besten Falle partiell aufrechterhalten können. Und was bedeutet es für die Persönlichkeitsentwicklung und den Identitätsbildungsprozess der Jugendlichen, dass sie in einer sehr prägenden Phase ihres Lebens nicht nur die anstehenden Entwicklungsaufgaben leisten müssen, sondern zugleich durch die Flucht und die Veränderung ihres gesamten Lebensumfeldes eine Umbruchsituation bewältigen sollen, für die sie nur wenig Unterstützung erhalten?

In der psychoanalytischen Adoleszenzforschung wird die Zeit der jugendlichen Entwicklung als „zweite Individuation“ bezeichnet. Die ehemaligen kindlichen Identifizierungen werden in dieser Phase noch einmal aktualisiert und können auf höherem Reifungsniveau neu durchgearbeitet werden. Verbunden damit ist die sexuelle Reifung als Antrieb der Umgestaltung und Neuordnung der Persönlichkeit (vgl. Erikson 1959). Dabei findet eine verstärkte Auseinandersetzung mit der Außenwelt statt. Die Übernahme von neuen Rollen und Anforderungen sowie eine intensivierte Aufnahme von außerfamiliären Beziehungen ermöglichen die Entwicklung von Zukunftsvorstellungen (vgl. Bohleber 1996). In diesem krisenanfälligen Prozess der seelischen Entwicklung ist die Bedeutung der sozialen Umstände hervorzuheben (vgl. Erdheim 1988).

Denn die Persönlichkeit des Jugendlichen differenziert und entfaltet sich in enger Abhängigkeit mit der sozialen Gemeinschaft und deren Veränderungen.

Wenn die Prozesse der Adoleszenz als entwicklungsbedingte Krise gesehen werden können, die jeder junge Mensch durchläuft, erleben Jugendliche in Migranten- und Flüchtlingsfamilien parallel dazu eine zweite Krise. Diese ist bedingt durch den raschen Wechsel der vertrauten Umgebung und sozialen Welt, durch die Verunsicherung und den Schmerz der Eltern und den Einbruch in ihr Leben, dem sie – ohne selbst entscheiden zu können – ausgesetzt waren. Gleichwohl ist davor zu warnen, zu schnell in der Migration die Ursache für brüchige Identitäten Jugendlicher zu sehen. Begründet verweist King (2005) darauf, dass nicht die Migration selbst, sondern die institutionelle Diskriminierung einen zentralen Unterschied zwischen Migranten- und Nichtmigranten-Jugendlichen für die Entwicklung und vor allem für den Verlauf von Schulkarrieren darstellt.

Drama des Loslassens

Flüchtlingsfamilien haben sehr verschiedene Formen traumatisierender Gewalt durchlebt, was sich in unterschiedlicher Ausprägung von Traumafolgestörungen bei den Familienmitgliedern äußert. Ein Teil der Kinder und Jugendlichen in diesen Familien waren vor der Vertreibung selbst von Gewalt betroffen. Manche waren Zeugen von extremen Gewalttaten, auch an Angehörigen, wie Eltern und Geschwistern. Sie befanden sich in unterschiedlichen Entwicklungsphasen und hatten dementsprechend eine geringere oder größere Verletzlichkeit oder Möglichkeiten der intrapsychischen Bewältigung. Es war von großer Bedeutung, ob die Familie während der traumatischen Ergebnisse getrennt wurde oder auf der Flucht zusammenbleiben konnte. Für manche Jugendliche ist als schlimmstes Ereignis der Moment erinnerlich, in dem die Eltern selbst zusammenbrachen und nicht mehr wussten, wie es weitergehen sollte.

So erzählte mir Selma in der Beratung,

dass sie immer wieder eine Situation erinnere, in der die ganze Familie versuchte, dem feindlichen Raketenbeschuss zu entkommen. Der Vater sei völlig orientierungslos mit dem Auto über Feldwege gefahren. Außerhalb des Wagens sei ein furchtbares Chaos gewesen. Irgendwann habe der Vater das Auto angehalten, weil er nicht mehr wusste, in welche Richtung er fahren sollte und sei weinend hinter dem Steuer zusammengesunken. Diesen Moment könne sie nie vergessen, er wiederhole sich oft in Träumen, und sie könne seit dieser Zeit nicht mehr richtig schlafen. Es sei für sie ungeheuerlich gewesen, dass ihr Vater, der immer für alles einen Weg gefunden habe, nicht mehr weiterwusste und derart verzweifelt war.

Es gibt Fälle, in denen Mütter sexuelle Gewalt erlitten haben und in den Familien darüber schweigen. Sie können auch dann nicht darüber sprechen, wenn ihre Töchter und Söhne längst in einem Alter sind, indem sie zumindest ahnen, warum es der Mutter dauerhaft so schlecht geht. In Psychotherapien ist das Mitteilen der erlittenen Gewalt in der Familie bzw. das Schweigen darüber immer wieder ein bedeutsames Thema. Es berührt außer der Angst, während der Erzählung von Gefühlen überwältigt zu werden, auch kulturelle Tabus. Ein Aspekt spezifischer Familiendynamiken nach Flucht und Verfolgung möchte ich als besonders bedeutsam herausheben. Es handelt sich um Prozesse der Individuation und Loslösung und die dadurch in den Familien mobilisierte Angst vor Trennung (vgl. Büttner u.a. 2004). Zum einen sind die Kinder und Jugendlichen die größte Stütze für das emotionale Überleben der Eltern in der fremden Umgebung. Zum anderen haben die Beteiligten bereits sehr traumatische Trennungen während der Flucht erleben müssen. Daher ist jeder Versuch der jungen Erwachsenen, sich von den Eltern zu lösen und abzugrenzen, von vielen Ängsten und Befürchtungen auf beiden Seiten begleitet. In etlichen Fällen führen die verstärkten Bemühungen, die Jugendlichen als unentbehrliche Helfer in die Familien einzubinden, dazu, dass sie keine

eigenen Lebensziele mehr verfolgen oder aber sich dramatisch gegenüber den Eltern abgrenzen müssen (vgl. hierzu Walter 2003, Pynoos u. a. 2000).

Beides geschah in der Familie von Herrn Z., 26 Jahre alt, der seine psychisch schwer kranke Mutter in die psychotherapeutische Beratungsstelle begleitet, da dem Anwalt eine psychiatrische Begutachtung wichtig erschien, die dort vermittelt werden sollte. Herr Z. spricht für seine Mutter, die er täglich abwechselnd mit dem jüngeren Bruder „bewacht“, da sie befürchten, sie könne sich umbringen, was sie schon mehrfach versucht hat. Er selbst ist inzwischen verheiratet, könne aber leider sehr wenig Zeit mit der Ehefrau verbringen, da er sich neben der Arbeit um die Mutter kümmere. Ein dritter Sohn erzählt, er habe sich von der Familie getrennt und wünscht keinen Kontakt mehr, weil er diesen seelisch nicht aushalte. Das erste Jahr habe er nicht einmal seine Adresse verraten. Jetzt bestehen immerhin wieder Telefonkontakte.

Ein weiterer Grund, warum sich die Autonomie-Entwicklung schwierig gestalten kann, sind die enormen Ängste der Eltern und manchmal auch der Kinder und Ju-

gendlichen vor erneuten Katastrophen. Die Angst vor der Wiederholung eines barbarischen Einbruchs in ihr Leben lässt Eltern über die normale elterliche Besorgnis hinaus befürchten, dass ihren Kindern oder Jugendlichen neues Unheil zustoßen könne. Auch Jugendliche berichteten mir, wie groß ihre eigene Furcht sogar vor kurzen Trennungen ist, und dass sie sich seit der Flucht nie mehr für länger als ein paar Stunden von den Eltern getrennt hätten.

Überwältigende Angst wird in Flüchtlingsfamilien besonders dann ausgelöst, wenn die Behörden getrennte Abschiebungen von gerade volljährig gewordenen Söhnen und Töchtern ankündigen. Es ist leider in den vergangenen Jahren der Fall gewesen, dass bei einigen Familien vonseiten der Behörden zwar ein Abschiebehindernis aufgrund von Krankheit bei den Eltern anerkannt wurde. Aber die kaum erwachsenen Töchter oder Söhne blieben weiterhin ausreisepflichtig. Die Behörden stehen dabei auf dem Standpunkt, dass es sich um junge Erwachsene handele, die sich unabhängig von ihren Familien eine Existenz in der früheren Heimat aufbauen könnten. Dies obwohl es in den meis-

ten Herkunftskulturen überhaupt nicht möglich ist, beispielsweise als 18-jähriges Mädchen, unabhängig vom Familienverband zu leben. Es wird auch außer Acht gelassen, dass eine zwangsweise erneute Trennung der Familien den traumatischen Prozess so verstärken kann, dass alle bisherigen Bewältigungsmechanismen außer Kraft gesetzt werden und die gesamte Familie zu dekompensieren droht.

Perspektiven

Wenn die politischen Entscheidungsträger tatsächlich einen längerfristigen Aufenthalt aus humanitären Gründen zu akzeptieren bereit sind und eine Integration für Menschen, die seit vielen Jahren in Deutschland leben angestrebt wird, dann wären sozial-politische und rechtliche Rahmenbedingungen für Flüchtlingsfamilien entsprechend zu verändern: Das wichtigste wäre ein sicherer Aufenthaltsstatus für langjährig hier lebende Flüchtlinge und der uneingeschränkte Zugang zu Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten. Die Jugendlichen müssten Unterstützung bei der Entwicklung von Lebensperspektiven erhalten und die Möglichkeit, langfristig ein eigenständiges Leben zu führen – was selbst bei guten äußeren Bedingungen aufgrund der innerfamiliären Dynamik und aufgrund eigener traumatischer Erfahrungen schon schwierig genug sein wird. Sie benötigen zum Aufbau eines stabilen Identitätsgefühls Sicherheit in ihren Beziehungen, Angebote der Einbindung und der Aufnahme in die Zufluchtsgesellschaft.

Dies würde auch der UN-Kinderrechtskonvention entsprechen, die von der Bundesrepublik Deutschland unterzeichnet wurde. In dieser wird mehrfach darauf verwiesen, dass Kinder das Recht auf eine volle und harmonische Entfaltung ihrer Persönlichkeit besitzen, oder dass Kinder, die in schwierigen Verhältnissen aufwachsen müssen, der besonderen Berücksichtigung bedürfen. Die Anerkennung dieser Rechte darf meines Erachtens nicht durch ausländerrechtlichen Vorbehalte wieder außer Kraft gesetzt werden.

Literatur:

- BOHLEBER, W. (1996).**
Adoleszenz und Identität. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- BOSZORMENYI-NAGY, I. & SPARK, G. M. (1985).**
Unsichtbare Bindungen. Die Dynamik familiärer Systeme. Stuttgart
- BÜTTNER, CH., MEHL, R., SCHLAFFER, P. UND NAUCK, M. (HRSG.) (2004).**
Kinder aus Kriegs- und Krisengebieten: Lebensumstände und Bewältigungsstrategien. Frankfurt/M.
- ERDHEIM, M. (1988).**
Die Psychoanalyse und das Unbewusste in der Kultur. Frankfurt/M.
- ERIKSON, E. H. (1959).**
Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M.
- GRINBERG, L. UND GRINBERG R. (1990).**
Psychoanalyse der Migration und des Exils. München und Wien
- KING, V. (2005).**
Adoleszenz und Migration. Eine verdoppelte Transformationsanforderung. IN: Bründl, P. und Kogan, I. (2005). *Kindheit jenseits von Trauma und Fremdheit.* Frankfurt/M.
- KOGAN, I. (1995).**
Der stumme Schrei der Kinder: Die zweite Generation der Holocaust-Opfer. Frankfurt/M.
- PYNOOS, R. S., STEINBERG, A. M. UND GOENJIAN, A. (2000).**
Belastungen in Kindheit und Jugendalter. IN: van der Kolk, B. A., McFarlane, A. C., Weisaeth, L. (Hrsg.). *Traumatic Stress: Grundlagen und Behandlungsansätze,* Paderborn
- STIERLIN, H. (1978).**
Delegation und Familie. Frankfurt/M.
- WALTER, J. (2003).**
Psychotherapeutische Arbeit mit Flüchtlingskindern und ihren Familien. IN: Endres, M., Biermann, G. (Hrsg.), *Traumatisierung in Kindheit und Jugend.* München